

Rückblick und Ausblick – Die Bubenberg-Gesellschaft 1999, 2000 ...

Gute Wünsche aus dem «Poesiealbum»

Im letzten Jahr brachten wir ein paar Münsterchen aus älteren «Poesiealben» (aus den 50-er Jahren) – zwei Albumblätter sparten wir auf, um sie als verspätete «Neujahrskärtchen» in diese Nummer einzurücken. Das eine wurde mit grosser Liebe und Sorgfalt von einem Mädchen für seine Freundin gezeichnet und geschrieben. Rosenranke und Blumenspruch: Beides könnte einer Vorlage nachgebildet sein; denn solche Vorlagen – mit allerlei Ranken und Blumen verzierte Gedichtbändchen – gibt es bis in unsere Tage hinein in Hülle und Fülle.

Das andere – etwas hölzern, ungelentk in Schrift und Zeichnung – von einer Bubenhand gestaltet: Ein Flieger im Sturzflug mit knappem Verskommentar – Bubentraum: Fliegen können, Bewunderung für Testpiloten, kühnes Abenteuer. Ältere Semester unter unsern Lesern mögen ähnliche Träume gehegt haben.

Zum Rücktritt von Dr. Hans Stricker

Hans Stricker trat 1991 in turbulenten Zeiten in den Vorstand der BG ein. Es galt, das Vereinsschiff wieder auf einen klaren Kurs zu bringen; mit seinem reichen Wissen und einem grossen Erfahrungsschatz konnte Hans Stricker Wesentliches dazu beitragen, nie laut und aufdringlich, sondern still und diskret, dafür wirkungsvoll. Er führte 1994 bei den Mitgliedern der BG eine Umfrage durch, wertete sie aus und veröffentlichte die Ergebnisse samt seinen Überlegungen in den «Mitteilungen Nr. 3/1994».

In ähnlicher Weise hat er immer wieder Anregungen gegeben. Als wir zu verschiedenen Malen von unserer inzwischen verstorbenen grossherzigen Gönnerin namhafte Zuschüsse erhielten und über eine sinnvolle Verwendung dieser Mittel nachdachten, schlug Hans Stricker vor, in möglichst regelmässiger Folge eine Schriftenreihe herauszubringen. Er selber schrieb auch gleich die erste Nummer, nämlich die Broschüre «Wie schreibe ich richtig? Rechtschreibreform 1998»; sie wurde zum viel-

Inhalt

Rückblick und Ausblick – Die Bubenberg-Gesellschaft

1999, 2000 ...	1
Gute Wünsche aus dem «Poesiealbum»	1
Zum Rücktritt von Dr. Hans Stricker	1
«Mitteilungen» im Jahr 2000	3
Schriftenreihe	3
Veranstaltungen, Internet, Beziehungen zu andern Vereinen	4
Unsere Gönnerin ist gestorben	4
Das Schweizer Haus ist vielleicht ein Zelt	4
Schweizer Schriftsteller – ihr Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Sprache. (1. Teil: Gottfried Keller)	5
Patriotismus und Kosmopolitismus	6
Pressewirbel um einen Trinkspruch des Staatsschreibers Gottfried Keller	7
Die deutsche Sprache: Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (17. Folge)	8
Sprachspiegel 6/1999	9
Falsch übersetzt	10
einmal mehr	10
feuern	10
für einmal	10
verantwortlich	10
Äüä!	11
Soorser Wöörterbüechli	14
Sam Süffi – ein Berner in Zürich	14
Kleinere Glossen und Leserbriefe	15
Spuren deutscher Namen im Jura	15
Hinweisschilder mit Sprachblüten	16
Wachet auf	17
Gereimte Kleinigkeiten	17

begehrten «Bestseller» (wir könnten sie auch «Kassenschlager» nennen, wenn wir sie gewinnbringend vermarktet hätten). Der Berner Lehrmittel- und Medienverlag übernahm sie in sein Programm und verteilte sie an alle Lehrkräfte und Schulen des Kantons. Wie gesagt: finanziellen Gewinn erstrebten wir damit nicht; dafür aber wurde der Name der Bubenberg-Gesellschaft durch dieses Heftlein in weiten Kreisen bekannt.

Hans Stricker war es auch, der dem Vorstand beantragte, die BG solle Hans Rudolf Hublers berndeutsche Übersetzung von Frédéric Mistral's Versepos «Mirèio» heraus-

MITTEILUNGEN

1/2000

SEITE 1



geben. Er verhandelte mit der Buchhandlung Stauffacher, welche die Buchvernissage organisierte und den Vertrieb des Werkes übernahm.

Sie haben, liebe Leserinnen und Leser, vor kurzem vom Verlag Fischer die Nummer 3 unserer Schriftenreihe erhalten: «Wohi u wohär. Blütenlese aus dem Werk von Hans Sommer.» Den Anstoss zu dieser Schrift gab wiederum Hans Stricker; er ersuchte Dr. Peter Sommer, Hans Sommers Sohn, eine Auswahl von Texten seines Vaters zusammenzustellen. Das Ergebnis liegt nun in Ihren Händen.

Hinter all dem stecken Hans Strickers menschliche Qualitäten: Dank seiner umgänglichen, ausgleichenden und besonnenen Art hat er ein reiches Beziehungsnetz und ist oft zur Mitarbeit an grösseren Gemeinschaftsunternehmen herangezogen worden; er arbeitete u.a. in der schweizerischen Begleitgruppe zur Rechtschreibreform mit. Zudem hat er die BG im Vorstand des SVDS (Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache) vertreten. Wie sehr man ihn dort zu schätzen wusste, zeigte sich auf schöne Weise darin, dass der Präsident des SVDS, Herr Johannes

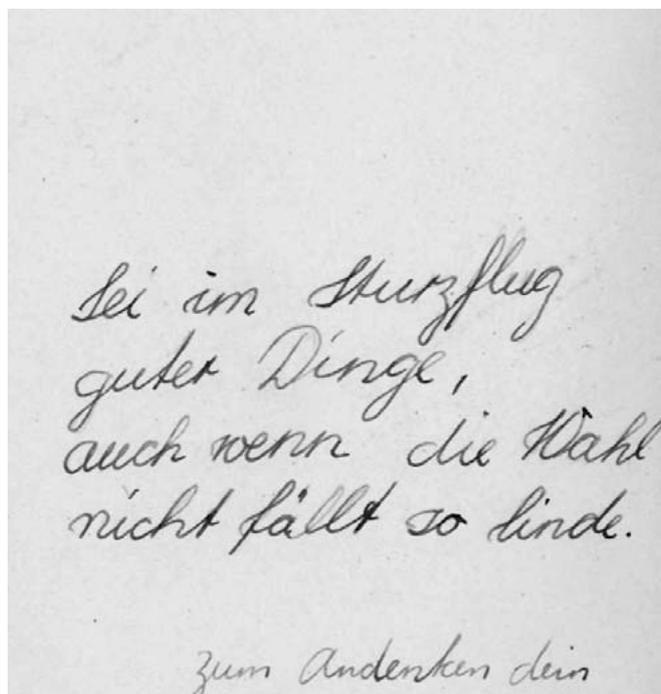
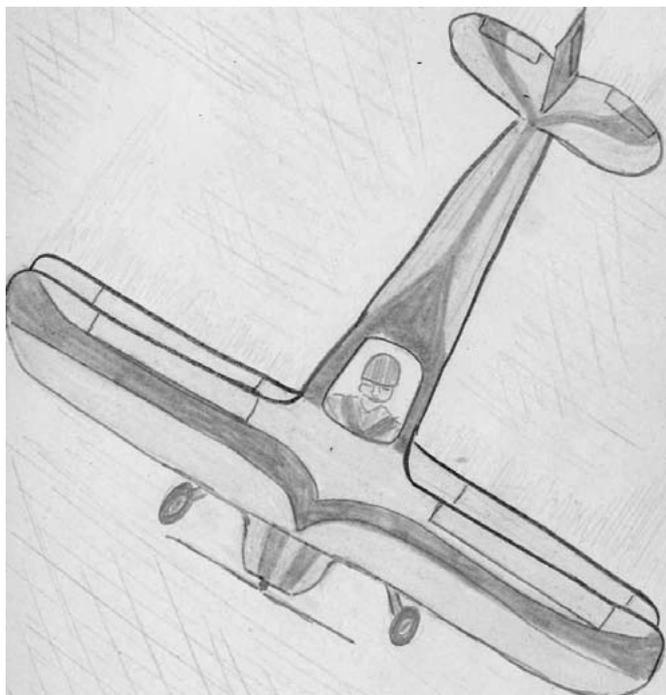
Wyss, an der Jahresversammlung der BG im November 1999 teilnahm, um Hans Stricker persönlich für die Mitarbeit im Vorstand des SVDS zu danken. Dank seinem weiten Beziehungsnetz konnte Hans Stricker uns mehr als einmal Referenten vermitteln; es sei an Herrn Prof. Schläpfer und Frau Prof. Wehrlen erinnert.

Wichtiger Ansporn für Hans Stricker war und ist sein Verantwortungsbewusstsein der Sprache gegenüber, seine Liebe zur Sprache als elementarem Kulturgut des Menschen. In der Sprache zu Hause sein – für Hans Stricker etwas Wichtiges und Schönes; man erfährt es an ihm selber: Er hat, im Kanton Appenzell A.Rh. geboren und aufgewachsen, aber seit rund 50 Jahren im Kanton Bern tätig und wohnhaft, bis heute sein Appenzellerdeutsch bewahrt. Wer an der Jahresversammlung 1998 teilnahm, wird sich gerne daran erinnern, mit wieviel Liebe und feinem Gespür Hans Stricker damals Gedichte und Geschichten in seiner Mundart vortrug und erläuterte.

Doch lassen wir ihn selber zu Wort kommen: In der schon erwähnten Nummer 3/94 der «Mitteilungen» äusserte Hans Stricker Gedanken zum Wesen und zur Bedeutung der Sprache, die übers Jahr 2000 hinaus bedenkenswert bleiben. Indem wir diese Sätze hier wiederholen, danken wir Hans Stricker herzlich für seine wertvollen Anregungen, seinen Einsatz für die Sprache, seine aufbauende und zukunftsweisende Mitarbeit im Vorstand.

Eine Sprache ist mehr als nur die Möglichkeit und das Mittel dafür, dass sich Menschen unter sich verständigen können, dass Gedanken formuliert, festgehalten und weitergegeben werden. Sprache ist eine der Formen, in der sich eine grössere oder kleinere Gemeinschaft von Menschen selber darstellen kann. In der Sprache drückt sich die Identität dieser Gemeinschaft und der sich zu ihr gehörig fühlenden einzelnen Menschen aus. Die Sprache wird nicht nur Kündlerin und Vermittlerin von Kultur, sondern sie wird selber zu einem Kulturinhalt.

Sich mit der Sprache auseinandersetzen heisst, sich mit sich selber auseinandersetzen. Dies hat mit Psychologie zu tun. Viel Psychologisches kann in unserer Muttersprache entdecken, und dies besonders auch in unseren Mundarten, wer in die Sprache hineinhorchen kann und ihre Feinheiten und Bilder zu deu-



ten versteht. Die Dichter vermögen solche Feinheiten erfahrbar, Sprachbilder sichtbar zu machen: sie sind es, die gemeinhin Sprache zum bleibenden Kulturgut werden lassen.

Dieser Art sind wohl die Gedanken jener, die für ihre Sprache Verantwortung spüren, so auch des Vorstandes der Bubenberg-Gesellschaft, wenn er sich fragt, welches in Zukunft die Aufgabe dieser Vereinigung sei. Eines ist sicher: Ihr Hauptanliegen wird die Beschäftigung mit den regionalen Mundarten und mit der deutschen Hochsprache sein. Sie wird die Sprache immer als jenes Kulturgut betrachten, das es möglichst rein als Verständigungsmittel und als Mittel zum künstlerischen Ausdruck an die kommenden Generationen weiterzugeben gilt. Sie hält aber auch dafür, dass sich in der Schweiz die Sprachgebiete, unsere vier Kulturlandschaften darstellend, klar voneinander abzeichnen. Gleichzeitig sollen indessen die Bestrebungen dafür verstärkt werden, dass sich die Bewohner der verschiedenen Sprachgebiete in der je andern Sprache miteinander verständigen können.

«Mitteilungen» im Jahr 2000

Grosse Änderungen sind nicht geplant. Die «Mitteilungen» im Jahr 2000 werden etwa gleich aussehen wie die letzten Nummern. – Für den Inhalt sind Hans Strickers eben zitierte Gedanken nach wie vor wegleitend. Wir wer-

den wie bisher Aktuelles bringen, oft kämpferisch zugespitzt; die Frage der Mehrsprachigkeit und die Versuche mit mehrsprachigem Unterricht werden uns weiter beschäftigen. Leserbriefe sind auch nach dem Übergang ins Jahr 2000 willkommen. – In den letzten Jahrgängen führte jeweils ein Leitthema durch alle vier Nummern hindurch: Einmal Jeremias Gotthelf, dann der Luzerner Sprach- und Namenforscher Josef Zihlmann, letztes Jahr Albert Streich und Johann Wolfgang Goethe. Im neuen Jahr ist auch ein Leitthema vorgesehen, jedoch in etwas anderer Form. Immer wieder beschäftigt uns die Frage: Welche Stellung, welchen Rang nimmt die hochdeutsche Sprache bei uns (noch) ein? Von zwei Seiten her scheint ihr «Lebensraum» eingeengt, einerseits vom nach wie vor ungebremsten Gebrauch der Mundarten, andererseits vom fortschreitenden Eindringen angloamerikanischer Sprachbrocken. Wir gehen der Frage nach, wie Schweizer Schriftsteller des 19. und 20. Jahrhunderts ihr Verhältnis zu Deutschland, zur hochdeutschen Sprache und zur Mundart darstellten. Gottfried Keller kommt als erster zu Wort.

Schriftenreihe

Grundsätzliches: Die berndeutsche Übersetzung von «Mirèio» gaben wir im Selbstverlag heraus. Wir konnten die Buchhandlung Stauf-

MITTEILUNGEN

1/2000

SEITE 3

facher dafür gewinnen, «Mirèio» in ihr Verkaufssortiment aufzunehmen, sonst aber blieb der Vertriebskanal Buchhandel verschlossen; wir mussten also Werbung und Verkauf weitgehend selber bewerkstelligen, ohne dafür die nötigen personellen Mittel zu haben. Deshalb hat der Vorstand beschlossen, inskünftig nach folgenden Regeln zu verfahren:

- a. Schriften, die für unsere Mitglieder und für Werbezwecke gedacht sind, geben wir weiterhin im Selbstverlag heraus (wie die Nummer 2 der Schriftenreihe).
- b. Publikationen, die wir an eine breitere Öffentlichkeit bringen, also auch im Buchhandel verkaufen möchten, lassen wir in einem Verlag erscheinen wie die **Schriftenreihe Nr. 3** (Wohi u wohär).

Schriftenreihe Nr. 4: Wenn wir den bisherigen Rhythmus beibehalten, wäre auf Weihnachten eine neue Nummer fällig. Wir haben uns bereits Gedanken über deren Inhalt gemacht: **Aktuelle sprachpolitische Fragen** in der Schweiz (Mehrsprachigkeit, mehrsprachiger Unterricht, Sprachfrieden, Territorialprinzip heute). Es liegen ein paar Texte bereit; trotzdem: Mehr als eine Erklärung des guten Willens soll diese Vorankündigung nicht sein.

Veranstaltungen, Internet, Beziehungen zu andern Vereinen

Hier steht unser praktischer Einsatz für gutes Deutsch und gegen die Anglizismen im Vordergrund. Wir wollen nicht nur die Sprache betrachten und beschreiben, wir wollen auch etwas für sie tun. Dazu brauchen wir aktive Mitglieder, die mithelfen, einzelne Leute und z.B. Firmen oder Organisationen anzuschreiben, mit ihnen im Gespräch mehr Deutsch und weniger «Denglisch» zu finden. Mit den vielfältigen Möglichkeiten des Internets fördern

wir die Information und Kommunikation von Menschen, die Sprache bewusst brauchen und pflegen. Als Mitunterzeichner der Erklärung von Graz (vgl. «Mitteilungen Nr. 3/99») gehören wir ins Netzwerk Deutsche Sprache, das europäisch vorgehen wird. Im Raum Bodensee geben die Sprachvereine im kommenden Herbst an der zweiten internationalen Versammlung neue Impulse, sich und ihren Landsleuten. Ein zunehmendes Echo in den Medien und bei sprachwachen Mitmenschen erhoffen wir auch mit dem Vortrag über den möglichen beginnenden Sprachverfall und die kulturelle Selbstaufgabe in Europa. Das BG-Konkrete über dieses «Deutsch 2000 plus» misst sich an der Kraft unserer kleinen Vereinigung und der Bereitschaft jener, die wir erreichen, über alle Vereinsgrenzen hinweg.

Unsere Gönnerin ist gestorben

Im letzten Frühling konnten die Vorstandsmitglieder Susanne Altorfer und Hans Stricker unsere grosszügige Gönnerin nochmals besuchen. Sie überreichten ihr bei dieser Gelegenheit die eben herausgekommene «Mirèio»-Übersetzung. Unsere Gönnerin war darüber hoch erfreut, denn Förderung guter Mundart und Mundartliteratur war ihr neben der Pflege des Hochdeutschen auch ein wichtiges Anliegen. Im Herbst ist sie hochbetagt gestorben. In ihrem Testament bedachte sie uns nochmals mit einer bedeutenden Summe. In tiefer Dankbarkeit gedenken wir der hochherzigen Gönnerin und hoffen, Sie, liebe Leserinnen und Leser, hätten Verständnis dafür, dass wir auch jetzt den Wunsch der Verstorbenen, ungenannt zu bleiben, respektieren. Wir werden uns bemühen, die uns anvertrauten Mittel in ihrem Sinne nutzbringend zu verwenden.

Der Vorstand

Das Schweizer Haus ist vielleicht ein Zelt

(ar) Diesen Titel trug der Leitartikel der NNZ zum 1. August 1999. Der Verfasser beobachtet einen Gegensatz oder Widerspruch: Im Sommer 1999 ging das Winzerfest in Vevey «als ein vom «Volk» einer Region getragenes, in der Geschichte verwurzelt, symbolbefrachtetes

Gemeinschaftswerk» mit grossem Erfolg über die Bühne. Im Vergleich dazu fanden die letzten gesamtschweizerischen Jubiläen ein müdes Echo, stiessen auf Gleichgültigkeit. Eigentlich sei davon nichts Symbolkräftiges in Erinnerung geblieben ausser ...

... dem Zelt von Botta, das sich – gekrönt vom Kranz der Kantonsfahnen – über dem Castello grande erhob als leichtes ... Gebilde über Felsen und alten Mauern. Bild einer Schweiz, die trotz alter Geschichte jugendlich geblieben ist, oder Bild eines Landes, das fragil, beinahe losgelöst, über dem Fundament seiner Vergangenheit schwebt?

Immer mehr Symbole der Zusammengehörigkeit, nationaler und regionaler Identität würden aufgegeben: «Die SBB-Lokomotiven, lange Symbol einer gemeinsamen Anstrengung und Stolz von Generationen, fahren als Space- dream-Reklame daher». Das war um die letzte Jahrhundertwende anders: Das Parlamentsgebäude war im Bau, es solle, so schrieb damals die NZZ, «ein Denkmal sein ... für unsere Geschichte und ein Symbol des eidgenössischen Staatsgedankens». Die Eidgenossenschaft habe nach ihrer tiefsten Krise (1798) einen langen Aufstieg erlebt und zu Ende des 19. Jahrhunderts einen Gipfel erreicht: Der Bundesstaat sei zwar nicht vollendet gewesen, aber von einem Schwung angetrieben, dank dem er die Krisen und Katastrophen des 20. Jahrhunderts bestand.

Dieser Schwung scheine jetzt aufgebraucht, obschon gerade heute «Europa» und die Jahrtausendwende zu «weiteren (Zeit-)Horizonten» herausforderten. Es könnte sein, dass ein Abschnitt der Schweizer Geschichte zu Ende gehe und ein neuer folgen müsse. Deshalb dürfe man den Blick nicht nur auf die Gründung des Bundesstaates 1848 lenken, sondern auf den tiefen, in manchem unserer Zeit viel ähnlicheren Umbruch um 1800, als die alte Eidgenossenschaft unterging und eine neue zu entstehen begann.

Die alten Symbole haben ihre Leuchtkraft verloren; neue sollten an ihre Stelle treten. In den Schlussabschnitten seiner Betrachtung beleuchtet der Verfasser ein solches Symbol,

nämlich die Abstimmung des Schweizervolkes übers Rätoromanische im Jahr 1938. Diese Gedanken geben wir ungekürzt wieder:

1938 erhoben die Schweizer Stimmbürger – die die Zerreißproben des Ersten Weltkrieges noch in Erinnerung hatten – das Rätoromanische zur Landessprache. Der Urnengang war vor allem ein symbolischer Akt. Er erklärte die Mehrsprachigkeit zum Wesensmerkmal der Eidgenossenschaft. Die Bedeutung ging über das Sprachliche hinaus. Die Eidgenossenschaft bekräftigte sichtbar ihre «Uridee», die Vielfalt – und damit die Minderheiten und Schwächeren – in der Einheit zu bewahren und gelten zu lassen.

Das ist leicht gesagt, aber schwer getan, wenn die Angst vor dem Feind weg ist. Das Schweizer Fernsehen, das seinen nationalen Auftrag immer im Munde führt, wenn es um seine Gebühren und Interessen geht, ist trotz allem Röstigraben-Hickhack seit der EWR-Abstimmung nicht einmal am eidgenössischen Wahltag in der Lage, die Sprachregionen in der Bundesstadt zu vereinen. Der stärkste Schweizer Stand setzt sein Englischunterricht-Projekt durch in einer Art und Weise, die besagt, dass ihm jenes Fundament, zu dem sich das Land in schwerer Zeit bekannte, nichts mehr gilt.

Wir leben in einer Zeit, in der wir unser Land nicht mehr mit Freiheitsgöttinnen, Helden und Scharen von Putten glorifizieren. Lassen wir den Allegorien die Symbole und den Symbolen die Grundsätze in den Orkus naheilen? Ohne einen Kanon von Idealen verliert ein Land – ob Haus oder Zelt – den Halt. Solange wir die *Willensnation* wollen, ist die Teilhabe an drei grossen Sprach- und Kulturräumen (die auch Wirtschaftsräume sind) sichtbares Faktum, täglicher Test und strahlendes Symbol sowohl der Kohäsion als auch der Offenheit.

Schweizer Schriftsteller – Gottfried Keller (1)

Ihr Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Sprache

(ar) Gottfried Keller war zweifellos ein Patriot im besten Sinne des Wortes: Er liebte seine Heimat, bekannte sich zu ihr, besang ihre Schönheiten, litt aber auch – vor allem in den späten Jahren – an den zu Tage tretenden

Mängeln ihrer sozialen und politischen Ordnung. Ebenso wahr ist indessen, dass er auch Deutschland und seine Kultur liebte und als seine geistige Heimat betrachtete. Zweimal hielt er sich längere Zeit zu Studien in

Deutschland auf. Beidemal kehrte er vereinsamt und mittellos, ohne seine ursprünglich angestrebten Ziele erreicht zu haben, nach Zürich zurück; beidemal aber mit einem Schatz wertvoller Erfahrungen und Anregungen.

Das erste Mal weilt er von 1840–1842 in der Kunststadt München, um sich zum Landschaftsmaler auszubilden. Als Gescheiterter kehrt er nach Zürich zurück und vertrödelt ganze Wochen «in grosser Niedergeschlagenheit», bis die leidenschaftlichen politischen Kämpfe in der Schweiz der 40-er Jahre ihn selber in ihre Strudel hineinziehen: «Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reisst sich nur blutend von mir los ...» So schreibt er am 5. August 1843 in sein Tagebuch. Politische Streitgedichte und wunderschöne Naturlyrik entstehen – Keller wird sich seiner eigentlichen, seiner dichterischen Begabung bewusst.

In Zürich leben zahlreiche deutsche Emigranten, die vor der politischen Unterdrückung in ihrer Heimat haben fliehen müssen. Einige von ihnen, Dichter und Literaten, gehören zu den ersten Förderern des jungen Dichters. In einem Emigrantenverlag, im «Literarischen Comptoir Zürich und Winterthur», erscheint 1845 die erste Sammlung kellerscher Gedichte, «Lieder eines Auto-didakten». Mit einem der damals vorübergehend in Zürich weilenden Emigranten, mit dem Dichter Ferdinand Freiligrath (1810–1876) sollte ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden.

Im Herbst 1848 – die Schweiz hatte aus den gefährlichen Wirren heraus ihren Weg in eine moderne Staatsform gefunden – reist der bald 30-jährige Gottfried Keller ein zweites Mal nach Deutschland, und zwar als Stipendiat der Zürcher Regierung. Bis in den Frühling 1850 studiert er in Heidelberg, bevor er nach Berlin weiter zieht. In Heidelberg begegnet er dem Philosophen Ludwig Feuerbach (1804–1872), vertieft sich in seine Religionsphilosophie und löst sich von hergebrachten religiösen Vorstellungen, nämlich vom Glauben an einen ausserhalb des Menschen waltenden allmächtigen Gott und vom Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod.

In Heidelberg befreundet sich Keller mit dem jungen Gelehrten Hermann Hettner (1821–1882), der Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte lehrt. Bis zu Hettners Tod dauert diese Freundschaft, ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Hettner verfasst u.a. eine der ersten Besprechungen von Kellers Roman «Der grüne Heinrich». Schon in der Heidelberger Zeit hat Keller sich mit Plänen und Vorarbeiten dazu beschäftigt. Aus den damals entstandenen Papieren stammt der folgende Text.

Patriotismus und Kosmopolitismus

Erst durch richtige Vereinigung beider gewinnt jedes seine wahre Stellung. Die Ratschläge und Handlungen des beschränkten und einseitigen Patrioten werden seinem Vaterlande nie wahrhaft nützlich und ruhmbringend sein; wenn dasselbe mit dem Jahrhundert und der Welt in Berührung tritt, so wird er sich in der Lage eines Huhnes befinden, welches angstvoll die ausgebrüteten Entchen ins Wasser gehen sieht; indessen der einseitige Kosmopolit, der in keinem bestimmten Vaterlande mit seinem Herzen wurzelt, auf keinem konkreten Fleck Erde Fuss fasst, für seine Idee nie energisch zu wirken im Stande ist und dem fabelhaften Paradiesvogel gleicht, der keine Füsse hat und sich daher aus seinen luftigen Regionen nirgends niederlassen kann.

Wie der Mensch nur dann seine Nebenmenschen kennt, wenn er sich selbst erforscht, und nur dann sich selbst ganz kennen lernt, wenn er andere erforscht, wie er nur dann anderen nützt, wenn er sich selbst in Ordnung hält, und nur dann glücklich sein wird, wenn er anderen nützlich ist, so wird ein Volk nur dann wahrhaft glücklich und frei sein wenn es Sinn für das Wohl, die Freiheit und den Ruhm anderer Völker hat, und es wird hinwiederum diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich betätigen können, wenn es erst seinen eigenen Haushalt tüchtig geordnet hat. Immer den rechten Übergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden und zur geläufigen Übung zu machen, ist der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus.

Mistrauet daher jedem Menschen, welcher sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu

lieben, aber misstrauet auch dem, welchem mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist und welcher alles zu sein und zu bedeuten glaubt durch die zufällige Geburt in diesem oder jenem Volke, oder dem höchstens die übrige weite Welt ein grosses Raubgebiet ist, das nur dazu da sei, zum Besten seines Vaterlandes ausgebeutet zu werden!

Allerdings ist es eine Eigenschaft auch der wahren Vaterlandsliebe, dass ich fortwährend in einer glücklichen Verwunderung lebe darüber, gerade in diesem Lande geboren zu sein, und den Zufall preise, dass er es so gefügt hat: allein diese schöne Eigenschaft muss gereinigt werden durch die Liebe und Achtung vor dem Fremden; und ohne die grosse und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding.

Pressewirbel um einen Trinkspruch des Staatsschreibers Gottfried Keller

Kellers Einstellung zu Deutschland ändert sich auch später kaum. Seine Werke erscheinen in deutschen Verlagen, er fühlt sich als Schweizer Staatsbürger und zugleich als ein dem grossen kulturellen Ganzen zugehöriger deutscher Dichter. Freundschaftlichen Verkehr pflegt er mit deutschen und österreichischen Dichtern und Literaten, in den späten Jahren u. a. mit Theodor Storm und Paul Heyse (1910 erster deutschsprachiger Literatur-Nobelpreisträger). Mit diesen beiden führt er einen regen, persönlich gefärbten Briefwechsel, wogegen er dem Zürcher Dichterkollegen Conrad Ferdinand Meyer mit vorsichtiger Abstand wahrer Höflichkeit begegnet.

Nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und der Proklamation des neuen deutschen Kaiserreichs in Versailles veranstaltet die deutsche Kolonie in Zürich am 9. März 1871 in der Tonhalle eine Siegesfeier; Gottfried Keller, damals Staatsschreiber des Kantons Zürich, nimmt daran teil. Zur selben Zeit befinden sich noch immer zahlreiche Internierte der besiegten französischen Armee in Zürich. In Arbeiterkreisen steht man dem monarchistischen Deutschland Bismarcks ablehnend gegenüber; aber auch weit in bürgerliche Schichten hinein hat sich nach dem

Zusammenbruch des napoleonischen Reiches die Sympathie wieder mehr Frankreich zugewendet. Man empfindet deshalb die von den Deutschen organisierte Siegesfeier als Taktlosigkeit den französischen Internierten gegenüber und als Provokation. Trotz Polizeischutz gelingt es Arbeitern und franzosenfreundlichen Bürgern, die Feier zu stören; es kommt zu einer Saalschlacht, Truppen, die noch im Ordnungsdienst stehen, müssen angefordert werden, um die Ruhe wiederherzustellen. Empört und gekränkt verlassen einige Deutsche nach diesem «Tonhallekrawall» die Stadt Zürich, so z.B. das Ehepaar Otto und Mathilde Wesendonck, die bekannten Gönner von Richard Wagner. Auf solche übersteigerte nationale Empfindlichkeit reagiert Keller mit Spott und Ironie.

Das vermag aber an seiner Deutschfreundlichkeit nichts zu ändern. Sie bringt ihn ein Jahr nach dem Tonhallekrawall in die Zeitungsspalten. An einem Bankett wird im März 1872 der aus Berlin stammende Medizinprofessor Adolf von Gusserow verabschiedet, weil er an die Universität Strassburg berufen wurde, also in die Hauptstadt des vom siegreichen Deutschen Reich 1871 annektierten Elsass-Lothringen. Der Staatsschreiber Gottfried Keller bringt bei diesem Bankett einen, wie er betont, nicht vorbereiteten Trinkspruch aus des Inhalts, Gusserow solle die Strassburger von ihren alten Freunden, den Zürchern, grüssen und ihnen sagen, «sie möchten sich nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern notwendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letztern wohl denkbar.»

Das erregt schon am Fest Aufsehen: Ein deutscher Professor betont in seinem Trinkspruch, er würde sich mit allen Kräften für die Republik einsetzen, wenn sie je bedroht werden sollte. Keller ergreift darauf nochmals das Wort, um eine Präzisierung nachzuschieben: Die Entwicklung, von welcher er spreche – also eine sukzessive Annäherung der Schweiz an Deutschland bis hin zu einer Rückkehr ins Reich – «könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen wie nur wenige Jahre ...»

Der staatsschreiberliche Trinkspruch wirbelt diesseits und jenseits des Rheins viel Staub auf; Keller muss sich sogar als Landesverräter

beschimpfen lassen. So lässt er in den «Basler Nachrichten» eine längere Rechtfertigung erscheinen. Im Schlussabschnitt erklärt er, welche Überlegungen seiner «Trinkspruchphantasie» zugrunde liegen. Sie stehen im Zusammenhang mit der damals laufenden Gesamtrevision der Bundesverfassung, deren Erfolg ja noch keineswegs gesichert ist:

Da nun aber eine Trinkspruchphantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vorderhand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserm Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, dass die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edleren Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen,

welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünf-hundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, dass durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Aussenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Inneren so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem grossen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und dass dieses mit Deutschland einmal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinkspruchleins. Wenn ich für einen solchen Anschluss, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten.

Die deutsche Sprache

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (17. Folge)

Wir hatten in den zwei vorangegangenen Folgen anhand zahlreicher Sprachbeispiele aufzeigen können, dass gewisse Ausdrücke, die wir im Alltagsleben mit der grössten Selbstverständlichkeit verwenden, einen noch höheren anthropologischen Aussagewert aufweisen als die zuvor – in den Folgen 12 bis 14 – vorgestellten sprachlichen Bildungen aus dem leib-seelischen, psychosomatischen Erfahrungsbereich. Als Belege dafür dienten Ausdrücke wie «erleben», «wahrnehmen», «sich erinnern», «im Bilde sein». Heute wollen wir noch eine Reihe weiterer, ähnlich gelagerter Beispiele anführen. Sie sollen einmal mehr Zeugnis ablegen von dem unserer Sprache innewohnenden geheimen Wissen um die *conditio humana*, um die menschliche Natur.

Dies trifft in besonderem Masse auf eine sprachliche Wendung zu, die wir bereits in der ersten Folge unserer sprachphilosophischen

Betrachtungen, in Nummer 5, 1995, angeführt hatten, auf den Ausdruck «*sich verfehlen*». Wir hatten schon damals keinen Zweifel daran gelassen, dass wir es hier mit einem eigentlichen Schlüsselwort zu tun haben. Kann doch nur ein Wesen, das, wie der Mensch, ein eigenständiges, selbstbestimmtes Leben führt, seine Selbstbestimmung auch verfehlen, wörtlich: an sich selber vorbeigehen (!). Nur ist der Mensch eben so geartet, dass er eine «Verfehlung» – die Entzweigung mit sich selbst – auch wieder aufheben, sie rückgängig machen kann. Das ist unschwer einzusehen, denken wir nur an die harmlosen, moralisch indifferenten, aber dennoch vielsagenden Phänomene der «*Zerstreuung*» und des «*Zeitvertreibs*». Der Zustand der Zerstreuung liegt etwa dort vor, wo wir uns von den Ereignissen in unserer Umgebung gefangen nehmen lassen und von einem Eindruck zum andern

springen –, beispielsweise auf dem Gang über einen Rummelplatz. Entsprechend verfährt unsere Sprache dort, wo das Gegenteil des beschriebenen Zustandes eintritt, ihr «Gegenpol» ins Spiel kommt. Es ist der Moment, wo die in Zerstreuung und Zeitvertreib sich ereignende «Entfremdung» des Menschen von sich selber wieder aufgehoben wird. Wir sprechen dann vom Sich-wieder-konzentrieren-können; und das bedeutet fast wörtlich: zu seinem eigenen «Zentrum», zu seiner «Identität» zurückfinden. Sehr bemerkenswert ist hier übrigens die Tatsache, dass dieses Wieder-ganz-bei-sich-sein auch in zeitlichen Kategorien wiedergegeben werden kann. Wir sprechen dann von «Geistes-Gegenwart» (!) und vom geistesgegenwärtigen Handeln, oder – was bei frisch Verliebten oft vorkommt –, vom «erfüllten Augenblick».

Wir sagten schon, dass Zerstreuung und Zeitvertreib als ethisch-moralisch indifferente, harmlose Formen der «Selbstentfremdung» angesehen werden müssten. Bedingung ist nur, dass all die sonstigen (vielfältigen) Spielarten von Loslassen und Sich-konzentrieren, von Spannung und Lösung, mit einer gewissen Leichtigkeit vonstatten gehen, also ohne übertriebene Selbstreflexion und die damit verbundene Ängstlichkeit. Zur Kennzeichnung dieser existentiellen Grundhaltung besitzen wir im Deutschen ein Wort, das ebenso sehr wie «sich verfehlen», «Zerstreuung» und «Zeitvertreib» von Wert und Ehre deutscher Sprache zeugt, das Wort «*Selbstvertrauen*». Doch was heisst das eigentlich, worauf gründet die in diesem Wort angesprochene Vertrautheit mit sich selber, die Kenntnis seiner selbst? Diese Frage wird fast noch schwerer zu beantworten, wenn wir das Synonym «*selbstbewusst*» (ein selbstbewusster Mensch) heranziehen. Auch hier stellt sich die Frage: Was heisst in diesem Zusammenhang «Bewusstsein», und wessen ist sich der Mensch hier eigentlich bewusst? Überdies ist ein sogenannt selbstbewusster Mensch ja gerade *nicht* jemand, der dauernd an sich selber denkt, sonst wäre er nicht selbstbewusst, sondern befangen und gehemmt.

Diesen interessanten, aber auch schwierigen Fragen können wir hier natürlich nicht weiter nachgehen. Aber just die Tatsache, dass wir noch keine eindeutigen und endgültigen Antworten auf diese Fragen gefunden haben,

Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache (SVDS)

Sprachspiegel 6/1999

Sprache kann auch ein wichtiger politischer Faktor werden, wie dies in Belgien der Fall ist. Belgien ist ja ein zweisprachiges Land, in dem Französisch und Flämisch Landessprachen sind. Wie sich Flämisch und Niederländisch zueinander verhalten und wie sich die Sprachsituation des mehrsprachigen Belgiens im Vergleich zu derjenigen der Schweiz präsentiert, erläutert ein Artikel, der im neuesten *Sprachspiegel* (6/1999) erschienen ist. Weitere Artikel behandeln die Entwicklung des Grüssens, Problemzonen der Gross- und Kleinschreibung und ihre Behandlung durch die neue Rechtschreibung und das Aufgreifen von Dada-Elementen durch Rapper. Neben diesen Artikeln finden sich die ständigen Rubriken, nicht zuletzt der Sprachbriefkasten, der Auskünfte zu sprachlichen Zweifelsfällen enthält. Sprachauskunft erteilt übrigens auch das Sekretariat des SVDS, bei dem die Zeitschrift bezogen werden kann (Sekretariat SVDS, Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache, Postfach 646, 4003 Basel; Sprachauskunft: 157 35 70).

könnte etwas in uns auslösen, das wir heute wieder neu lernen müssten, nämlich das Staunen darüber, dass in der Sprache offenbar auch so etwas wie eine höhere Vernunft waltet, dass sie sich aus Quellen speist, die unserem Denkvermögen noch weitgehend verschlossen sind.

Wir sprachen davon, welche Bedeutung ein offenes, unverkrampftes Verhältnis zwischen Bei-sich-selbst-sein und Selbsthingabe für das Gelingen des Menschseins haben kann. In den gleichen anthropologischen Kontext hinein gehören auch zwei sprachliche Wendungen, die wir sehr oft, aber auch entsprechend unbesehen benutzen. Es handelt sich um die beiden Ausdrücke, mit denen wir unsere geistigen Präsenz- und Absenzphasen zu bezeichnen pflegen, die Wörter «*anwesen*» und «*abwesen*». Da haben wir den nicht seltenen Fall vor uns, dass etwas ganz direkt angesprochen, aber dennoch unbeachtet bleibt, nämlich das Wort «*Wesen*». Ist es doch in der Tat so, dass wir bei anhaltender oder nachlassender Aufmerksamkeit mit unserem ganzen *Wesen*, also immer auch seelisch und leiblich «bei der Sache» sind (oder woanders), und nicht nur mit dem Kopf! Dazu abschliessend ein kleines Beispiel:

Eine Frau lauscht am Sonntagmorgen in der Kirche andächtig den Worten des Pfar-

rens. Nun kann es jederzeit geschehen, dass bei nachlassender Konzentration ihre Aufmerksamkeit sich unversehens auf etwas «ganz anderes» richtet, z.B. auf das, was sie nach dem Kirchengang bei sich zu Hause als Mittagessen zubereiten will. Sie ist, wie wir zu sagen pflegen, in diesem Augenblick «geistig abwesend». Genau genommen ist sie aber nicht nur «in Gedanken», also «geistig», sondern auch leiblich und seelisch woanders. Handelt es sich in diesem Fall doch auch um

ein (wechselndes) Gestimmtsein, um einen mit äusserlich kaum wahrnehmbaren Veränderungen der körperlichen Spannungsverhältnisse einhergehenden (seelischen) Stimmungsumschwung.

Die nächsten beiden Folgen sollen einer Thematik gewidmet sein, die im Menschenleben und damit auch im deutschsprachigen Vokabular eine zentrale Stellung einnimmt, dem Problem von Raum und Zeit.

Gian Klainguti

Falsch übersetzt

In der Nummer 4/1999 der «Mitteilungen» stellte Susanne Altorfer das neue Buch der Sprachkritikerin **Ursula von Wiese** vor: «Deutsch am Pranger», Comenius Verlag AG Hitzkirch, 1999. Ein paar der 190 Beiträge betreffen sogenannte **Lehnübersetzungen** aus dem Englischen, und zwar eben falsche: Man hat eine englische Wendung im Ohr und übersetzt sie ins Deutsche, ohne zu überlegen, ob es nicht bereits einen entsprechenden deutschen Ausdruck gäbe, oder wie man sie korrekt übersetzen müsste. Hier ein paar dieser Glossen als Kostprobe:

einmal mehr

Ist auf schlampige Übersetzungen zurückzuführen, das heisst, der Ausdruck ist die wörtliche Übersetzung des englischen *once more*. Er wird geduldet, obwohl er das Sprachgefühl verletzt. Im Deutschen müsste es *wieder einmal, wiederum, abermals, erneut, von neuem* heissen. «Er hat seinen eigenen Rekord «einmal mehr» gebrochen», hört man den Reporter sagen. Könnte der Sportler seinen eigenen Rekord «zweimal mehr» brechen?

feuern

Es ist lächerlich, das englische *to fire* zu übernehmen, wenn entlassen, hinauswerfen, auf die Strasse setzen, den Stuhl vor die Tür setzen, kündigen gemeint ist. Eine Sprachbereicherung ist das gewiss nicht. Ein Geschütz feuert, ein Polizist feuert in die Luft, blind oder scharf. Das deutsche Wort feuern

im Sinne von schleudern ist immer mit Raumangabe verbunden: an die Wand feuern, den Ball aufs Tor feuern. Ein Vorgesetzter kann den Arbeitnehmer nur an die Luft feuern.

für einmal

Ist eine noch schlimmere Sprachverhöhnung als «einmal mehr». Es ist ebenfalls eine wörtliche Übersetzung aus dem Englischen, die im Deutschen nichts zu suchen hat. Welch ein sprachliches Unding der Ausdruck im Deutschen ist, wird jeder einsehen, der sich «für einmal» überlegt, was wohl unter «für zweimal» oder gar «für dreimal» zu verstehen sei. Aber das überlegen die Sprecher offenbar nicht, wenn sie am Bildschirm verkünden: «Die Weltwirtschaftskrise konnte «für einmal» bereinigt werden.» Hier eine Auswahl für gutes Deutsch: *einmal, ausnahmsweise einmal, diesmal, dieses eine Mal*.

verantwortlich

Dass neuerdings alles und jedes verantwortlich ist, rührt vom englischen *responsible* her, hat demnach als stilistischer Übertragungsfehler zu gelten. Ursprünglich war Verantwortlichkeit – in juristischem Sinne – das gleiche wie Zurechnungsfähigkeit. Es ist unlogisch, zu sagen: Diese Gruppe hat sich für den Anschlag verantwortlich erklärt. Aus dem falschen Gebrauch entstehen ganz unsinnige Formulierungen: «Die schlechte wirtschaftliche Lage ist hauptsächlich für den Zuschauerückgang verantwortlich» und: «... richtete

der Bergsturz in einer gefährdeten Siedlung nur geringen Sachschaden an; verantwortlich dafür ist ein 320 Meter langer Schutzdamm, der erst vor 14 Tagen fertiggestellt worden war.» Oder bringt jemand das Kunststück fertig, eine wirtschaftliche Lage und einen Schutzdamm zur Verantwortung zu ziehen? Eine weitere Stilblüte: «Der Angestellte, in Gedanken schon bei der «verantwortlichen» (richtig: *verantwortungsvollen*) Arbeit, die auf ihn wartet ...»

Ein Nachrichtensprecher verkündete: «Forscher haben bewiesen, dass die Eisdecken im hohen Norden für die Erwärmung der Erde

nicht verantwortlich sind.» Selbst wenn die Eisdecken die Erwärmung der Erde verursacht hätten, könnte man sie nicht dafür verantwortlich machen. Weder Gegenstände noch Tiere tragen eine Verantwortung, nur die Menschen. Ein Erdloch ist nicht dafür verantwortlich, wenn jemand hineinfällt, aber der Mensch, der es gegraben hat.

Eine Meteorologin zeigte auf die Karte und erklärte: «Diese Wolken sind für den Regen morgen verantwortlich.» In der Zeitung konnte man lesen: «Meinungsverschiedenheiten sollen für die Trennung verantwortlich sein.»

Äuä!

Frau Trudi Christen, eine aufmerksame und begeisterte Leserin von Mundartliteratur, hat uns die folgenden Aufzeichnungen geschickt.

Nein: «äuä» ist nicht ein hilfloses Jammern oder das zornige Geschrei von Kindern, die sich infolge eines schweren Hirnschadens nicht anders äussern können. – «Wäutau!» ist auch kein Ausruf des Schreckens oder ein Fluch. Was gemeint ist, kann ich schon verstehen: «äuä» steht für «allwäg» und «Wäutau» für «Wältall».

Aber ich frage: Ist das *nötig*? Ich meine: Nein! *Nützt* diese Schreibweise dem Dialekt? Kann sie ihm nicht auch *schaden*?

In rund vierzigjähriger Berufsarbeit als Fürsorgerin habe ich eine sehr grosse Anzahl von Menschen aus verschiedensten Kreisen kennen gelernt, solche mit leichtem Schulsack und Akademiker, Bauern und Städter, Junge und Alte, Kranke und Gesunde. Dazu kamen meine Verwandten, Bekannten und viele Freunde. Und alle diese Menschen redeten oder reden heute noch selbstverständlich in ihrer Mundart. Wenn sie aber *schreiben*, dann schreiben sie in der hochdeutschen Schriftsprache, denn in dieser sind sie vom ersten Schuljahr an unterrichtet worden. Wenn nun Dialektschriftsteller in ihrer Schreibweise allzu sehr vom *Schriftbild* der Schriftsprache abweichen, so empfinden das sehr viele Leser als störend. Es macht Mundartlektüre für sie mühsam, und sie geben sie auf. Wie oft habe ich doch auch von intelligenten Leuten den Satz gehört: «Nein, Dialekt lesen mag ich nicht, so gern ich ihn auch höre!»

Soviel ich weiss, gestalten die Walliser Holzmasken-Schnitzer diese Masken absichtlich so hässlich, weil sie den Teufel verjagen sollen. Wen aber wollen die Verfasser und Verleger mit ihren bis zur Hässlichkeit entstellten, kaum mehr verständlichen Wörtern vertreiben?

Wenn Emmentaler und andere Sprachgruppen das «l» vokalisieren (als «u» aussprechen), so ist das urchig, erwünscht und völlig am Platz auf **Tonträgern** (Sprechplatten, Kassetten), *aber nicht im Druck!*

Es ist auch *nicht nötig*. Denn alle, die das «l» von Kindheit an als «u» ausgesprochen haben, tun es auch ohne den Wink mit dem Zaunpfahl. Andere Leser aber sollten damit nicht «vergewaltigt» werden.

Otto von Greyerz, Rudolf von Tavel, Simon Gfeller, Kari Grunder, Ernst Balzli, Erwin Heilmann und seine Frau, und auch jüngere, wie Christine Kohler – um nur einige wenige zu nennen – schreiben ein leicht lesbare, leserfreundliches und doch unverkennbares Berndeutsch. Ich kann gar nicht sagen, **wie** dankbar ich dem ehemaligen Francke-Verlag bin für seine Gesamtausgabe von Simon Gfellers Werk in leicht lesbarem Druck.

Ebenfalls im Francke-Verlag erschien von *Werner Marti*: «Bärndütschi Schrybwys», 2. Auflage 1985. Marti gibt sich nicht als unfehlbarer Sprachpapst. Er versucht, bei Unsicherheiten Hilfe anzubieten. In Bezug auf das hier angedeutete Problem schreibt er: «In der Praxis ergeben sich am wenigsten Schwierigkeiten, wenn man das «l» schreibt und als

Hinweis, dass es lautgesetzlich als «u» zu lesen sei ...»

Einen ähnlichen guten Rat gibt *Jakob Käser* in: «Oberaargouerlüt», Emmentalerdruck Langnau, 1990. Käser reiht seine paar Sätze bescheiden unter «Wörterklärige» ein: «Nach einem Selbstlaut wird das «l» oder «ll» als «u» ausgesprochen; es wird also fürs Ohr zu einem Selbstlaut, einem Vokal, *aber der Lesbarkeit halber nicht als Vokal geschrieben*»:

alt (sprich: aut)

still (sprich: stiu)

sälber (sprich: säuber)

Welch bewunderswert einfache, klare Lösung!

Simon Gfeller hat von Jakob Käser's schriftstellerischem Werk gesagt, es sei «nicht aus akademischem Kunstdünger» heraus gewachsen!

So weit war ich gekommen, als die Post mir die Februar-Nummer 1999 der «Mundart, Forum des Vereins Schweizerdeutsch», brachte. Im Artikel «Chronik eines Fiaskos» wird sehr bedauert, dass die Schweizer Dialekte an der Frankfurter Messe so schlecht weggekommen seien. Es ist wohl eine allgemeine menschliche Eigenschaft, dass man bei einem Versagen die Fehler zunächst einmal bei «den andern» sucht. Es würde aber nichts schaden, wenn man sich darüber besinnen würde, was man allenfalls selber zum Misserfolg beigetragen haben könnte. Zum Beispiel die Schreibweise?

Es gibt nämlich auch für das Zürichdeutsche eine festgelegte Schreibweise. Nach ihrem Begründer, einem Herrn Dieth (Vornamen und Titel habe ich vergessen), wird sie «Dieth-Schrift» genannt. Nach ihren Regeln muss man ein langes «e» immer mit «ee» schreiben. Das führt zu so merkwürdigen Dingen wie «d Leereri, wo d Chind leert». Dazu kann ich nur den Satz zitieren: «Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode!» Dabei hält ja auch die hochdeutsche Schriftsprache keineswegs an dieser Schreibweise fest. Beispiele: **Mehrzahl**, **Meersalz**. Die **Seligkeit** der **Seele** bereitet sogar Theologen mit abgeschlossenem Studium gelegentlich Kopfzerbrechen, wenigstens in der Orthographie. Man vergleiche auch das gedehnt ausgesprochene «a» in **Wahl**, **Qual**, **Saal**.

Zusätzlich kompliziert die Dieth-Schrift die Lesbarkeit, weil sie besondere zusätzliche Zeichen für nötig hält. So wird Montag, von

Zürchern mit einem hellen «ä» gesprochen, «Mèèntig» geschrieben. Er «erchlèert en Uuswaal ...» Dieth hielt das sicher für hilfreich, aber ich und viele andere mit mir empfinden es als störend und unnötig.

Ich habe bereits eingangs gesagt, dass ich mit sehr vielen Menschen im Kanton Zürich (und darüber hinaus) Kontakt hatte. Zu meinen Aufgaben gehörten auch Rundbriefe, die ich zwei- bis dreimal jährlich zu verschicken hatte. Einmal, kurz vor Weihnachten, wagte ich es, einen solchen Brief auf Zürichdeutsch zu schreiben. Das freudige, dankbare Echo war unerwartet gross. Was mich aber am meisten verblüffte, war die Feststellung, die fast in jedem Dankbrief oder Anruf vorkam: «*Und me chas eso guet läse!*» Offensichtlich hatten die Empfänger mit der Dialektschrift auch schon schlechtere Erfahrungen gemacht. Dabei hatte ich mir über die Schreibweise überhaupt keine Gedanken gemacht, nur frisch-fröhlich drauflos geschrieben. Ich sah in Gedanken die vielen Menschen vor mir und war nur erfüllt vom Wunsch: «Von Herzen – möge es zu Herzen gehen!»

Ein bekannter Professor der Universität Zürich schrieb mir: «Dazu ein Neben-Kompliment für Sie: Sie haben die optimale Orthographie für Zürichdeutsch entwickelt, in der Mitte zwischen wissenschaftlicher Unlesbarkeit und willkürlichen Manierismen.»

Dabei war die Schreibweise des Zürcher Dialekts früher auch so viel leichter zu lesen. Beispiele: Emilie Locher-Werling, Ernst Amacher, Ruedi Chägi. Ernst Eschmanns «S Christchindli und de Samichlaus» hat sogar ein geflügeltes Wort zu unserer «Familiensprache» beigetragen. Wenn es jemand zu eilig hatte, wurde zitiert: «... De Samichlaus stellt d Tassen ab: «Nu nüd so gsprängt, Christchindli!» Jedes Kind der untern Primarschulklassen konnte das lesen. Ich kenne Menschen, die grosszügiger sind als ich. Wahrscheinlich bin ich allergisch auf die Dieth-Schrift und auf die «äuä-Schrift». Es gibt wohl Leute, die daran nicht Anstoss nehmen und vielleicht sogar Freude daran haben. Denen will ich den Genuss nicht verderben. Ich rede hier für alle, die ähnlich empfinden wie ich. Unser Wunsch wäre: Dialekt geschrieben in *Anlehnung an das Schriftbild* der hochdeutschen Schriftsprache. Ein leserfreundlicher Druck! Den Lesern **und** dem Dialekt zuliebe! Ich möchte

allen Verlegern von Herzen danken, wenn sie diesem Wunsch entgegenkommen! Denn es besteht Freiheit der Wahl. Sprachpäpste können nur empfehlen, aber nicht **befehlen!**

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Sicher darf man Lesern, die sich in einen Dialekt **ein-**lesen wollen, eine gewisse Anstrengung zumuten wie bei jedem anderen Sprachstudium. Viele Autoren erleichtern das Verständnis durch Fussnoten im Text oder ein Wörterverzeichnis am Schluss des Buches. Selbstverständlich musste der Schaffhauser Albert Bächtold schreiben: «Chläggi, dihaam, Schlaate» (Klettgau, daheim Schleithem).

Wenn der Walliser Hannes Taugwalder von einer «Zwirschle» spricht, erklärt er in der Fussnote: knorriger Baum. Der Brienzer Peter Wyss verdoppelt Buchstaben, um die Aussprache anzudeuten, doch bleiben die Wörter verständlich. Kinderreim: «Schnee teckt iisers Huuselli, Schlaf, du chliinä Pfuuselli, wie im Chäller ds Muuselli ...»

Und wer spürte nicht, dass «luub» lieb heisst, wenn die Berner Oberländerin Maria Lauber ausruft:

«O Muetersprach, du luubi Sprach ...»

Sie fährt fort:

«Wi ds blüemlet Röcki bischt, wa ds Chind am eerschte Summermorge triit, wen über ds Tou es Lüfti giit u tusig Glöggeni glänggelen drind.»

Trudi Christen

Nachwort der Redaktion

(ar) In Nr. 4 (Dez. 1999) der Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» beleuchtet der Redaktor Jürg Bleiker in einem Aufsatz («Zur Schreibung von Dialekten») die alte Streitfrage, wie Mundart «richtig» geschrieben werden sollte. Es gebe dazu «zwei grundlegende, problembewusste, differenzierende und wohlüberlegte Anleitungen» (auch im Text von Frau Trudi Christen genannt):

- Eugen Dieth: *Schwyzertütschi Dialäkt-schrift*, 2. Auflage, bearbeitet von Christian Schmid-Cadalbert, Aarau 1986
- Werner Marti: *Bärndütschi Schrybwys*.

Dieth fordert eine lautgerechte Schreibweise; Marti dagegen rät dazu, überall dort die hochdeutsche Schreibweise zu über-

nehmen, wo diese mit der mundartlichen Lautung übereinstimmt. Hier der Teil aus Bleikers Aufsatz, in dem er die «Dieth-Schrift» darstellt:

Die «**Dieth-Schrift**» wurde 1958 von einer Kommission unter Vorsitz von Univ. Prof. Eugen Dieth, Zürich, geschaffen.

Sie geht – vereinfacht – vom Grundsatz aus:

Schreibe, was du hörst! Stosse dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen standardsprachlichen Schriftbild.

Besonders: lange Vokale werden verdoppelt, Doppelkonsonanten nur bei deutlicher Länge! Im Gegensatz zur schriftsprachlichen Entsprechung keine Zeichen, die nicht gesprochen werden, keine Zeichen, die verschieden gesprochen werden.

Fürs Zürichdeutsche somit *Baan, Jaar, Glaas, Broot* (nicht *Bahn, Jahr, Glas, Brot*), *imer, Sumer* (nicht *immer, Summer*), *Freihäit* (nicht *Freiheit*).

Auf intensive Darstellung der Verschleifungen wird aber aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet: Also nicht *Pfrauungkchgindsimpfurt*, sondern *d Frau und d Chind sind furt*.

Das Hauptanliegen der Dieth-Schrift ist es, für alle schweizerdeutschen Dialekte das gleiche System anzubieten, so dass alle Dialekte untereinander, evtl. mit leichten Anpassungen, direkt vergleichbar sind und damit auch von Leuten, die des jeweiligen Dialekts unkundig sind, in die richtige Lautform umgesetzt werden können. Entsprechend wird sie verwendet für die Wörterbücher schweizerdeutscher Dialekte, die vom Verein Schweizerdeutsch (früher «Bund Schwyzertütsch») herausgegeben sind, ebenso für die «SDS-Phonogramme», Begleittexte zu den Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz, wo alle deutschsprachigen Kantone vertreten sind. Ausführliche Texterklärungen sind beigefügt.

Die Dieth-Schrift ist also eher für wissenschaftliche Aufzeichnungen geeignet, wird aber auch in Wörterbüchern nicht immer konsequent angewendet. Im eben erschienen «Soorser Wöörerbüechli» (vgl. die nachfolgende Besprechung) z. B. erklärt der Autor, er habe versucht «mit möglichst wenigen zusätzlichen Zeichen, die das Schriftbild zu sehr entstellen und zu stetem Nachschlagen zwingen würden, auszukommen», und sei deshalb Dieths Vorschlägen nicht immer gefolgt.



Soorser Wöörerbüechli

Anfangs Dezember wurde in Sursee vor einer grossen Schar Geladener Claudio Hüppis **Soorser Wöörerbüechli** an einer Vernissage vorgestellt. Mit Hilfe von 20 Gewährsleuten sammelte Hüppi in vierjähriger Arbeit rund 5000 Vokabeln und 2000 Redewendungen. Das Werk vermittelt ein lebendiges Bild der Mundart des Luzerner Mittellandes.



(mg) Auf über 200 Seiten informiert Claudio Hüppi in seinem Nachschlagwerk, was so wohlklingende Wörter wie *luterlöötig*, *chrötter*, *hüürig* bedeuten, nämlich absolut rein, kleiner Schlaumeier, diesjährig. Erstaunlich viele Leute, vor allem jüngere, verstehen Begriffe wie *hüür*, *fäärn*, *es Ziit* (heuer/dieses Jahr, letztes Jahr, Zeit/Uhr) nicht mehr auf Anhieb und benötigen eine Klärung. Dazu Hüppi: «Stichproben, die wir in Kreisen der jüngeren Generation durchgeführt haben, ergaben, dass etwa ein Drittel des von uns gesammelten Wortgutes nicht mehr bekannt ist oder aber nicht mehr verwendet wird.» Hüppi übersetzt die Mundart-Ausdrücke nicht nur sondern verweist in Beispielen gleich auf deren Verwendung, etwa mit «*farbel/gfarbet* beim Kartenspiel dieselbe Kartenfarbe ausspielen *du muesch farbe*» oder «*präichel präicht* auch *präijel/präicht* treffen/betreffen/erwischen *hësch d schiibe präicht? – iez hëds e präicht! – wévöu hëds deer nò präicht?*: Wieviel hast du noch zugeteilt bekommen?» Neben den rund 5000 Vokabeln und 2000 Redewendungen der Mundart des Luzerner Mittellandes bereichern Vornamen, Surseer Geschlechternamen, Wochen- und Monatsnamen, Fest- und Feiertage, Orts- und Flurnamen, Strassen- und Gebäudebezeichnungen

gen Hüppis Wörterbuch. Dabei handelt es sich jeweils lediglich um eine Auswahl, die im übrigen vorwiegend aus der Perspektive der Bevölkerung von Sursee getroffen wurde.

Das aufbereitete Wortgut beschränkt sich auf die Dreissiger-, Vierziger- und Fünfzigerjahre. Das hängt einerseits mit dem Umstand zusammen, dass das Wörterbüchlein dieselbe Zeitspanne abdecken soll wie Fischers Luzerndeutsche Grammatik. Andererseits ist es ein Anliegen des Autors, das Wortgut, das ihn prägte, ihm lieb und vertraut war, vor dem Vergessen zu bewahren.

Mundart des Luzerner Mittellandes

In seinem grossartigen und umfangreichen Werk «Luzerndeutsche Grammatik und Wegweiser zur guten Mundart» teilt Dr. Ludwig Fischer den Kanton Luzern in die Mundartgebiete des Mittellandes, des Hinterlandes, des Rigigebietes, des Entlebuches, Luzern-Hochdorf und Schongau. Claudio Hüppis **Soorser Wöörerbüechli** ist eine wertvolle Erweiterung zu den Schriftwerken über die Mundarten des Kantons Luzern, etwa zu Josef Zihlmann, «Mund-Art, Die Sprache der Luzerner Hinterländer», Willisau 1994; zu Erika Waser, «Die Orts- und Flurnamen des Entlebuchs», Hitzkirch 1996; zu Walter Haas, «Lozärnerspròòch», Luzern 1986.

Claudio Hüppi, *Soorser Wöörerbüechli*, 240 Seiten mit Illustrationen von Alfonso Hüppi. Herausgegeben von der Stadt Sursee, Comenius-Verlag Hitzkirch, 1999. ISBN 3-905 286-79-3.

Sam Süffi – ein Berner in Zürich

weds
huttu (*gemeint ist Huttwil*)
hottetotte
hätti
hiessi
huttu
hottu

(me) Mit däm Värslì, unterzeichnet mit sam süffi, woni einisch i dr «Nöie Züri Zytig» gläse

ha, hani bi myne Schüeler u Schüelerinne en ungewöönleche Erfoug gha. I bi mi gwanet gsy, dass myner Gymeler (muess i ächt jitz schrybe «GymelerInne») mit Gedicht nid viu hei chönne aafaaa. Aber das mau hani, i wett fasch säge, e Schtärnstund ghaa. U ou schpeeter hei si mi öppe im Dütsch gfraagt: «Wie geit nöie das Gedicht vo dene Hottetotte?» Mittlerwyle hani erfaare, dass dr Sam Süffi e Thuner syg u

eigtlech Ulrich Schneiter heisst; mängs Jaar het äär, e frömde Fötzu, aus Wirtschaftsredakter bi der «Nöie Züri Zytig» gschaffet. Sy Dichtername Sam Süffi – wome sogar i der Oschtschwyz aus foneetischi Schrybig vom Französische «Ca me suffit» verstande het, heig äär aus Junge uf ere Velotuur amene Chalet agschribegfunde. Me heig übrigens ds Züri hüüfig äbeso Fröid ghaa a dene originell gschribene Gedichtli wie einisch myner Schüeler – Jitz isch dr Sam Süffi win ii en eltere Maa u pangsoniert. Vor churzem isch sys nöischte Buechli mit bärndütsche Värslu oni note im **NZZ-Verlag** usecho, är nennts **e buechstabe lismete**. I möchti jitz aui Läser u Läserinne vo de MITTEILIGE druf ufmerksam mache; es loont sich für Bärner u für Nidbärner die nid immer nume luschtige, sondern mängisch o seer tiefsinnige Liedli zläse. Ganz eige isch o sy «Tatzuwurmschrybwys». Dr Tiefsinn wi ou d Schrybwys cha me guet gsee i sym letschte Gedicht.

P.S. Es isch ds erschte mau i mym Läbe, das i e lengere Tägscht ir Mundart ha gschriben. Aber i ha eifach dänkt, dr Sam Süffi chönni me nid anders aus uf Bärndütsch vorschteue.

ysicht

wes
niene
wüeschts
böses
oderschlächts
gub
gsuchme
ds
schöne
liebe
uguete
onümm

magsy
dassdas
drherrgott
dänkthet
woner
dwäut
eso
ygrichtet het
wiesi
isch

Kleinere Glossen und Leserbriefe

Spuren deutscher Namen im Jura

*Der folgende Beitrag wurde uns von Herrn **Rolf Marti** zugeschickt, dem Präsidenten des Schweizerischen Schulvereins.*

Bezüglich des Berner Juras wollte ich Ihnen schon seit längerem mitteilen, dass ich eine interessante Quelle gefunden habe, welche die Probstei Münster betrifft: Les noms de lieu de la Vallée de Moutier-Grandval (Jura Bernois), étude toponomastique par Charles de Roche 1906. Es ist sehr bemerkenswert, wie dieser Franzose, erfreulicherweise noch ohne jeglichen Separatismus, die Sprachlage und Flurnamen aufzeichnet, viele davon noch deutsch! Das ist genau das, was ich immer gewusst habe, nun lässt es sich also doch noch im Detail belegen. Unbefangen werden auch deutsche und doppelsprachige Namen aufgeführt. Allerdings kennt der Franzose das Deutsche nicht, so dass man in seiner Sammlung noch mehr Namen deutschen Ursprunges finden kann.

Ich fand das ergänzend dazu auch in den Familiennamen. So gibt es viele, die im Elsass, Berner Jura, dann im übrigen Bernbiet bis zum Oberland und den deutschen Bergdörfern im Piemont vorkommen, aber auch in der Inner-schweiz und Graubünden. So kann man die mittelalterlichen Bevölkerungswanderungen nachzeichnen. Mit einer grossflächigen Betrachtungsweise werden auch die kleingeistigen (separatistischen) Betrachtungen zum einseitig «französischen» Jura klar widerlegt. So findet man von Norden nach Süden den Familiennamen Kaufmann, im Jura Marchand, im Oberland wieder Kaufmann, oder Kasteler-Chatelain-Kasteler im Schwarzenburgischen, Haas-Lièvre-Haas, König-Roy-König, Zukinden-Chaïndon-Zurkünden, andere wurden sonstwie verwelscht: Fröhlicher zu Freléchox, Freléchoz, Freléchox usf. Auch andere Erkenntnisse weisen das Deutsche als ursprüngliche Sprache aus. So war in einer Landschaft der Hauptversammlungsplatz, die Landsgemeinde, meistens mit dem Verb «weisen» be-



Der «Bücherwurm» von Carl Spitzweg

zeichnet. In der Landschaft Hasli das Wyssland in Meiringen, in Münster im Jura ebenfalls, heute, falsch verstanden, als «Terre Blanche», oder hier bei uns im Saanenland, Wysseney. Daraus entstand das welsche «Gessenay», weil nur die Deutschen unter den nämlichen Grafen von Greyerz das Recht zur Volksversammlung hatten, die Welschen dagegen nicht. Kein Ort/Weiler im Saanenland hat denn auch einen französischen Namen, «Gessenay» ist unbestimmt, dagegen kennt man auch heute

noch für alle Dörfer und Weiler talabwärts auch deutsche Namen. Im Jura schätze ich die Zahl der welschen Familiennamen deutschen Ursprunges auf etwa einen guten Drittel, also weit mehr als bloss die nicht volkreichen Berghöfe und Bergtramlingen, Sonnenberg usf.!

Rolf Marti

Hinweisschilder mit Sprachblüten

– 1 –

(pgw) Vor einem behäbigen Emmentaler Gasthof befindet sich eine Reihe von Auto-parkplätzen. Darüber prangt ein blau-weisses Hinweisschild mit dem grossen «P» und folgendem Wortlaut: «Parkieren nur für Gäste». Etwas ganz Alltägliches ...

Aber offenbar behagte nun dem Besitzer diese kategorische, allzu schroff ablehnende Art des Hinweises nicht mehr ganz. Nur aus einer solchen oder ähnlichen Reaktion lässt sich nämlich der Nachsatz erklären, der – in deutlich kleinerer Schrift – darunter gesetzt wurde: «Andere höchstens 15 Minuten» ...

– 2 –

Der von Deisswil gegen das Gümligentäli marschierende Verfasser dieser Zeilen staunte nicht schlecht, als er plötzlich zu seiner Rechten, unten an einem steilen, mit Treppenstufen erschlossenen Waldweg, eine mit rot-weissen Brettern markierte Abschränkung gewährte. Neben an ein Hinweisschild: «Keine Schnee- und Glatteisbekämpfung. Durchgang auf eigenes Risiko.»

So schlimm steht's also heute mit der einst so gefürchteten Wehrhaftigkeit der Berner ... Der Auftraggeber dieser Hinweistafel mag sich dabei mit Schaudern an ein Winterlied (Worte Matthias Claudius – 1740–1815, Weise Joh. Fr. Reichardt – 1752–1814) aus der frühen Schulzeit erinnern haben:

«Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht süss noch sauer.»

In der vierten und letzten Strophe schliesslich wird der eiserne Geselle so besungen: «Da ist er dann bald dort, bald hier gut Regiment zu führen, und wenn er durchzieht stehen wir und sehn ihn an und frieren.»